

Psychologie

„Bindung kommt vor Bildung“

Wenn Kinder eine sichere emotionale Basis haben, lernen sie besser – das ist erwiesen. Daher plädieren Forscher für eine Schule, die neben der Vermittlung von Lernstoff auf Beziehungsarbeit setzt

Von Anne-Ev Ustorf

Daniel ist ein kluges Köpfchen. Wenn der Zwölfjährige sich richtig anstrengt, kann er gute Noten nach Hause bringen, sehr gute Noten sogar, das weiß sein Klassenlehrer Peter Martini. Doch leider ist dies meist nicht der Fall: An der Hamburger Gesamtschule, die Daniel besucht, hagelt es Vieren und Fünfen für den Schüler. „Trotz Intelligenzbegabung kriegt er die Schule einfach nicht auf die Reihe“, bedauert Martini. Denn Daniel ist unkonzentriert und eckt immer wieder bei Lehrern und Mitschülern an. Kinder wie Daniel gibt es viele: Martini beobachtet immer wieder, dass die schulischen Leistungen von Kindern oft weniger mit ihren intellektuellen Fähigkeiten als ihrer emotionalen Grundstruktur zu tun haben.

Für den Münchner Bindungsforscher Karl Heinz Brisch, Leiter der Abteilung für Pädiatrische Psychosomatik und Psychotherapie und Oberarzt am Dr.-von-Haunerschen Kinderspital der Universität München, ist dies nicht weiter verwunderlich. „Vor der Bildung, die ja derzeit überall hofft wird, steht die Bindung“, sagt Brisch. „Wenn Kinder eine sichere Bindung haben, können sie viel besser lernen. Sie sind flexibler, kreativer, ausdauernder, haben eine bessere Gedächtnisleistung, können Lernstoff besser integrieren und sind prosozialer. Sie können ihr volles Potential in der Schule entfalten. Ein noch so intelligentes Kind mit einer Bindungsstörung hingegen wird seine Begabung kaum realisieren können, sondern höchstwahrscheinlich scheitern, in der Schule, später in der Partnerschaft und in den Beziehungen zu seinen Kindern große Schwierigkeiten haben.“

Neun Jahre in einem festen Klassenverband – auch das fördert Bindungsfähigkeit

Brisch schätzt, dass von 100 Kindern in Deutschland etwa 60 eine sichere Bindung haben, 30 eine unsichere Bindung und acht bis zehn eine desorganisierte Bindung, „das ist dann schon der Beginn von Psychopathologie.“ 40 Prozent aller Kinder in Deutschland sind demnach schon von ihrer emotionalen Grundausstattung her den sicher gebundenen Kindern gegenüber benachteiligt. „Wenn Sie nun in Brennpunktgebiete gehen, wo Kinder häufig Gewalt, Deprivation und verschiedene Formen von Traumatisierung erfahren, steigt der Anteil der Kinder mit Bindungsstörungen dramatisch an“, sagt Brisch. „Gerade da, an vorderster Front, bräuchte es Schulmodelle, die nach bindungstheoretischen Gesichtspunkten ausgerichtet sind. Aber auch Kinder an ganz normalen Regelschulen würden profitieren: Dort gibt es genügend Kinder, die trotz bester Begabung versagen, weil sie sozial oder emotional überhaupt nicht zurechtkommen.“

Doch wie würde eine Schule aussehen, die nach den Erkenntnissen der Bindungstheorie ausgerichtet ist? Das große

Vorbild heißt Finnland, wo der Schulbesuch erst im siebten Lebensjahr beginnt und die Kinder anschließend neun Jahre lang in einem festen Klassenverband von 19 Schülern lernen. Hochbegabte, normal begabte, körperlich behinderte Kinder und Kinder mit besonderem Förderbedarf werden gemeinsam in einer Klasse unterrichtet. Sitzen bleiben gibt es nicht. Und: In den ersten sechs Jahren werden die Schüler fast ausschließlich von ihrem Klassenlehrer unterrichtet.

„Lehrer können ihre eigenen Kränkungen und Konflikte ungebremst in Szene setzen“

Für Bindungsforscher ein idealer Zustand. „Die Lehrperson müsste per Definition die sichere emotionale Basis für die Kinder in der Schule sein“, erklärt Brisch, „und das würde voraussetzen, dass die Lehrperson, wie in Finnland, länger mit den Kindern in einem Kontext von gemeinsamem Lernen und Beziehung ist. Kinder lernen nämlich nur dann gut, wenn sie wissen: Habe ich Angst oder bin in Not, dann wird dieser Lehrer mich schützen. Wenn sie aber fürchten, dass der Lehrer sie rauschmeißt oder dass sie sitzen bleiben, dann wird ihr Bindungssystem aktiviert. Und dann fangen sie an, zu agieren, werden unruhig, stören. Das ist ein schrecklicher Kreislauf.“ Auch der geschlossene Klassenverband sorgt für ein gemeinsames Gruppengefühl, das die Kinder hat und trage.

Brisch träumt davon, eine „Bindungsschule“ zu gründen, an der Pädagogik, sozial-emotionales Lernen und Psychotherapie integriert sind. Nicht nur Pädagogen, auch Sozialarbeiter und Psychotherapeuten würden dort gleichberechtigt Seite an Seite arbeiten. Noch während der Unterrichtszeit könnten die Schüler je nach Bedarf zur Psychotherapie, zur Kunsttherapie oder zum Förderkurs gehen – ohne dass sie damit einer Stigmatisierung ausgesetzt wären. Auch Elternberatung würde innerhalb der Schule stattfinden. „Kinder, die von Zuhause aus keine sichere Bindung mitbringen, würden sich dann emotional so gut stabilisieren, dass sie ihr volles Potential entfalten könnten – das wäre mein Ziel“, sagt Brisch. Die Kinder würden in der Schule also nicht nur Unterrichtsstoff lernen, sondern genauso ihre sozialen Kompetenzen trainieren und emotionale Probleme bearbeiten, betreut von den entsprechenden Fachleuten. Der Schlüssel zum bindungsorientierten Arbeiten wäre allerdings die gute und stabile Beziehung zum Klassenlehrer.

Bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Intensive emotionale Beziehungsarbeit zwischen Lehrern und Kindern findet hierzulande in der Regel besonders in den ersten ein, zwei Klassen der Grundschule statt. Kaum verwunderlich, ist doch die Bindungstheorie im festen Lehrplan angehender Pädagogen noch nicht angekommen – nach wie vor wird überwiegend gelehrt, wie gelehrt werden sollte.



Sieht die Lehrerin, wie sehr ich mich anstrengte? – Vor allem in den ersten beiden Grundschulklassen findet eine intensive emotionale Beziehungsarbeit zwischen Lehrern und Kindern statt. Viele Schüler könnten eine tragfähige Bindung zu ihren Lehrern auch später noch gut gebrauchen.

Foto: David Ausserhofer/Intro

Und auch Selbsterfahrung und Supervision sind kein Bestandteil der Ausbildung: „Der Lehrerjob ist ein Beruf, in dem man seine eigenen Kindheitsverletzungen, Kränkungen und Konflikte ungebremst und unkontrolliert mit einer Gruppe abhängiger junger Menschen in Szene setzt.“

Wer schwierigen Schülern professionell helfen will, braucht Supervision

zen kann. Dass manche Lehrer dies tun, ist hinreichend bekannt, bedauert Brisch. „Nur gibt es in unserem Beamtensystem kaum Möglichkeiten, sich von diesen Lehrern zu trennen.“

Sollte aus jedem Lehrer – wie im Pisa-Musterland Finnland – aber eine kompetente Bindungsperson werden, müsste in dieser Hinsicht noch intensiver gearbeitet werden. Vor allem bräuchten die

vielen engagierten Lehrer, die es in Deutschland gibt, mehr Unterstützung in Form von regelmäßiger Supervision, um Konflikte professionell besprechen zu können. Denn nur so kann es gelingen, auch problematischen Kindern die emotionale Unterstützung und Empathie zu kommen zu lassen, die sie brauchen, um entspannter lernen zu können.

Der Schüler Daniel würde von einer Bindungsschule sicherlich profitieren, glaubt Peter Martini, dessen Klasse dreißig Kinder umfasst, von denen mindestens neun deutlich auffällig sind. Nur ist Martini so überlastet, dass er kaum Zeit findet, neben dem schulischen Alltag auch noch die emotionalen Probleme seiner Schüler ins Auge zu fassen. Für Professor Brisch ist das nichts Neues: „Man kann es leider nicht anders sagen: Was bindungsorientiertes Arbeiten und beziehungsorientiertes Lernen angeht, ist das Schulsystem in Deutschland teilweise in einem urzeitlichen Zustand.“

Bindungstheorie

Der britische Psychiater John Bowlby und die kanadische Psychologin Mary Ainsworth entwickelten in den sechziger Jahren die Bindungstheorie. Danach bindet sich ein Baby an eine Bezugsperson, um zu überleben – und schreit, wenn diese nicht in der Nähe ist. Die Qualität dieser frühen Bindungserfahrung bestimmt maßgeblich den Rest unseres Lebens: Wie wir als Kleinkinder Bindung erfahren, wirkt sich auf die Hirnentwicklung, die emotionale Entwicklung, die seelische und körperliche Gesundheit und die Beziehungs-fähigkeit aus. Vor allem die Fähigkeit, eigene Gefühlszustände regulieren zu können, stammt aus dieser Zeit. „Die rechte Gehirnhälfte ist lebenslang geprägt von unseren frühen Bindungserfahrungen. Sie ist verantwortlich für den unbewussten Empfang der Gefühle anderer und für den Ausdruck und die Kommunikation unserer eigenen Gefühle – wichtige Funktionen

also, um Beziehungen führen und lernen zu können“, sagt der kalifornische Neuropsychoanalytiker Allan Schore. Die Forscher unterscheiden vier Arten von Bindungsmustern: Sicher gebundene Kinder sind zuversichtlich, dass die Bezugsperson jederzeit für sie da ist. Kinder mit einer unsicher-vermeidenden Bindung zeigen nach außen den geringsten Trennungsschmerz, aber gleichzeitig ein ausgesprägtes Vermeidungsverhalten. Für Kinder mit unsicher-ambivalenter Bindung ist unklar, ob die Bezugsperson bei Bedarf verfügbar wäre. Sie reagieren darauf mit übermäßiger Anhänglichkeit und Trennungsangst, aber auch mit Ärger. Kinder mit unsicher-desorganisierter Bindung sind nicht in der Lage, eine klare Bindungsstrategie zu entwickeln. Eine gute Einführung in die Bindungstheorie liefert die Seite www.uni-bielefeld.de/paedagogik/Seminare/moeller02/07binding2